

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte

**Band:** 8 (1932)

**Heft:** 27

**Artikel:** Die Kabaja

**Autor:** Wiegand, Carl Friedrich

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-756403>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Kabaja

Von Carl Friedrich Wiegand

Schluss

Ich leugne auch nicht, daß, als Adinda älter wurde, ihre Ansehnlichkeit abnahm. Ihre Gesellschaft bereitete mir eine Leere, die ich um so merklicher empfand, als meine Arbeit sich verringert hatte und eine Tätigkeit mehr und mehr sich nur auf die Administration beschränkte, während ich den aufreibenden Aufsichtsdienst einem erprobten ehemaligen Assistenten überließ, dem ich eine bessere Stellung geschaffen hatte.

Meine Nachbarn, mit denen ich im Verkehr stand, hatten sich sämtlich in der Heimat Frauen geholt, und ich entschloß mich, ebenfalls nach Holland zu fahren.

Adinda war in der letzten Zeit etwas nachdenklich geworden. Ihr Wesen hatte einen lauernden Zug bekommen, der mir vollkommen fremd an ihr war, und ihre lächelnde, fröhliche Anmut war einer bewußten Vorsicht gewichen, die sie bei meiner unvermuteten Annäherung häufig bis in die Lippen erschreckte. Mit dem feinen Instinkt des Weibes hatte sie die Lockerung der Bande, die uns aneinander knüpfen, schon in den leisen Anfängen gespürt, und sie zitterte vor dem Bruch. Wenn ich morgens erwachte, lag sie häufig auf einem Felle vor meinem Bett und schaute mich mit unsagbar traurigen Augen an. Ich untersagte ihr das. Aber ich erinnerte mich deutlich, daß ich zweimal von der Macht dieser Blicke erwacht bin. Die Sache wurde mir ungernützlich. Ohne meine Aufforderung durfte sie in Zukunft mein Schlafzimmer nicht mehr betreten.

Auch Vorwürfe machte ich mir. Dann aber schalt ich mich einen Toren. Andere schickten solche Mädchen, nachdem sie abgeholzt worden waren, einfach in den Kampung und kehrten sich kaum an ernstere Bedenken. Deshalb versuchte ich mir die Sorgen aus dem Sinn zu schlagen, indem ich mir sagte, daß solche Beziehungen an der Haltlosigkeit der inneren Bedingungen ja zu grunde gehen müssen.

Ich kann nicht sagen, daß mir Adinda völlig gleichgültig geworden wäre. Wenn ich gerecht sein will, muß ich sagen, daß die Unerhlichkeit meiner Gedanken gerade mich veranlaßte, alles wohl etwas mißtrauscher anzusehen, als es in Wirklichkeit war. Aus diesem Schuldgefühl entsprang auch der Wunsch, Adinda mir treu und lebenslang zu verpflichten. Das konnte ich mit Geld und Geschenken nicht allein, und ich war der Gelegenheit dankbar, die unser gegenseitiges Vertrauen wiederherstellte.

Die Deli-Rivier, die an einer meiner Pflanzungen vorbeifloß, wimmelte von Kaimans. Wie ich schon erzählt habe, baden die Inländer sehr gern und sind vorzügliche Schwimmer. Ich hielt, ohne daß es nötig war, unter meinen Leuten auf größte Reinlichkeit. Jeden Tag mußte eine bestimmte Abteilung baden. Es war mir in der Einsamkeit ein Vergnügen, den Leuten beim Baden zuzusehen. Mit übermütiger Lustigkeit machten sie freiwillig alle Kunststücke vor und tauchten nach Münzen, die ich ihnen ins Wasser warf.

Eines Tages kam ich an der Badestelle vorbei, hatte meine Bühse wie immer über der Schulter und sah den fröhlichen Treiben zu. Männer und Frauen schwammen nebeneinander im Wasser. Nur wenige schwimmen wie wir, die meisten wehrten sich gegen das Untersinken wie die Hunde, was den Anblick noch ergötzlicher macht.

Beim An- und Auskleiden hielten sie auf gute Zucht, im Wasser fanden sie sich zu lustigem Spiel zusammen. Manche Frauen gingen auch mit dem Sarong ins Wasser. Die aber ihre Kinder bei sich hatten, machten sich gern von jeder Behinderung frei. Zu diesen gehörte auch Adinda, die ihren Jungen mitgenommen hatte und ausgelassener war als alle. Sie schwamm auf dem Rücken weit hinaus und ließ den großen Jungen auf ihrer Brust reiten.

Ich hatte wohl eine halbe Stunde zugesehen; die meisten Badenden hatten das Wasser verlassen, nur Adinda schwamm gemächlich zum Badeplatz zurück. Dieser Teil der Deli-Rivier war sonst ziemlich gefahrlos. Die Malayen sind vortreffliche Schützen und machen gern, meist mit Keulen und Knüppeln bewaffnet, Jagd auf den Kaiman.

Plötzlich stand Sariman, wie er aus dem Wasser kam, mit aufgerissenen Augen und fliegenden Gliedern vor mir und deutete bebend nach dem Fluß. Fast nichts war zu sehen. Doch! Kaum den Rachen und die vorstehenden Augenknochen aus dem Wasser erhebend, kam hin-

ter Adinda so ein Ungeheuer heran. Was galt jetzt Schicklichkeit oder Scham! Ich ritt mitten in die Badeplätze hinein und befahl, laut zu schreien. Aber Adinda schwamm mit den Ohren im Wasser und hörte nichts. Im Taumel hatte ich meine Bühse ganz vergessen. Ich riß sie herunter, hielt, so gut es ging, nach den Augen des Kaimans und feuerte.

Den Schuß hatte Adinda nun doch gehört. Sie fuhr auf, sah die erhobenen Arme der Schreienden am Ufer, nahm blitzschnell ihr Kind unter den Arm und kam atemlos ans Land. Dem Kaiman hatte ich wohl nicht wehe getan; aber er blieb fort. Da aber diese Tiere meist unter Wasser angreifen, so glaubte ich jeden Augenblick, die beiden Menschen unter den Wasserspiegel verschwinden zu sehen. In dieser Stunde war es mir sonnenklar, wie lieb ich Adinda noch hatte; aber auch wie nahe das Kind mir stand. Nun schien wieder alles in Ordnung.

Mit dem Eintritt der Regenzeit fuhr ich nach Europa. Vor dreieinhalb Monaten konnte ich nicht zurück sein. Deshalb ordnete ich alles aufs gründlichste, und mein Nachbar versprach mir, alle acht Tage einmal nach dem Rechten zu sehen. Es wird schon werden, dachte ich.

In siebenundzwanzig Tagen fuhr ich nach Marseille und von da mit der Bahn nach Amsterdam.

Nun war ich ein Mann geworden und konnte wohl überallanklopfen. Frauen, du lieber Gott, konnte ich ja genug haben, aber nun machte auch ich meine Ansprüche. Wie das so geht. Gesund sollte sie sein, denn das heiße Klima verlangt eine starke Konstitution. Schön sollte sie sein, aus erster Familie, gebildet und tüchtig. So machte ich mir das zurecht. Vermögen brauchte sie nicht zu besitzen; aber lieb müßte sie mich haben; denn ich war sehr verwöhnt! Ein Adonis war ich nie, wenn ich auch gut gewachsen war. Kräfte hatte ich wie ein junger Bär. Da mußte sich doch eine Frau finden lassen, sagte ich mir.

Gesellschaften besuchte ich. Von einer Einladung ging's zur anderen. Aber es fand sich nichts. Viele wollten mich auch gar nicht. Sie maßen den braungebrannten stämmigen Sumatrancer zwar mit achtungsvollen Blicken, aber nach Indien?

Wenn ich der Wahrheit die Ehre geben soll, muß ich jedoch hinzufügen, die meisten wollte ich nicht. Ganz unbewußt fand ich an zu vergleichen. Schließlich kam ich zu dem Ergebnis: so natürlich, gut und aufopfernd wie Adinda ist keine. Was man hier feines Gefühl nannte, war bei Adinda angeborener Instinkt. Die Mädchen wußten und dachten wohl alle mehr als das Naturkind, auch waren sie liebenswürdig, gütig, gewinnend, sogar liebervoll. Ob sie aber soviel natürliche Anmut, unverfälschte Grazie besaßen, ob sie soviel heißblütige wahre Liebe für mich empfinden könnten wie Adinda, das bezweifelte ich mit jedem Tag mehr. Nach vier Wochen war ich so weit wie am Anfang. Ich mußte bald zurückkehren, durfte auf keinen Fall den nächsten Dampfer versäumen.

Drei Wochen vor meiner Abreise fuhr ich nach dem Haag und dort lernte ich an demselben Tage meine Frau kennen. Sie war jung, schlank, schön, lebensfreudig und aus guter Familie. Am Tage der Hochzeit reisten wir nach Marseille, und nach weiteren vierundzwanzig Stunden stachen wir in See.

Wir hatten beide unser Glück gemacht. So sagten unsere Verwandten, so dachten auch wir. Später erst habe ich erfahren, welch einen kühnen und guten Griff ich mit meiner Wahl getan hatte.

In Labuan Deli und Medan traf ich alles beim alten, und auf Villa Semarang harzte unser ein festlicher Empfang.

Während der ersten Wochen bekam ich Adinda nicht zu Gesicht. Beim Empfang hatte mein Blick umsonst nach ihr gespäht. Ich hatte meiner Frau kein Wort von diesem Verhältnis gesagt. Vorderhand verstand sie kein Wort Malayisch, und der Dienerschaft war es untersagt, Holländisch zu reden, um keinen Ton der Vertraulichkeit aufkommen zu lassen. Das ist in allen Häusern so, und so hielt ich es auch. Nicht etwa, daß ich mein Leben vor meiner Heirat mit Schweigen decken wollte, nein, ich wollte nur warten, bis meine Frau für das indische Leben, für das Leben in den Kolonien überhaupt, das richtige Verständnis gewonnen haben würde; dann gedachte ich, ihr alles zu erzählen.

Die ersten Wochen vergingen unter allen Anzeichen des Glücks. Wohl litt meine Frau unter der Hitze, aber sie hatte starke Nerven, und die Schönheit der Natur entschädigte sie für alle Unbillen der Witterung. Sie ging wie im Traum durch die Gärten, griff glücklich lächelnd das Obst von den Zweigen und kam jeden Tag mit neuen Entdeckungen nach Hause.

Adinda hatte unterdessen schweigend und ungeschen ihren Dienst verrichtet. Es war alles peinlicher bestellt als je. In dieser Hinsicht war keine Klage. Eines Abends jedoch sagte mir meine Frau, unter den malaysischen Mädchen verfolgte sie eine mit bosartigen Blicken. Heute sei sie im Garten förmlich erschrocken, als sie ahnunglos in die Augen dieses Mädchens gesehen, das sie offenbar schon längere Zeit belauert habe.

Ich kannte diese Blicke, ging aber scheinbar arglos über die Bemerkung meiner Frau hin. Wieder überlegte ich mir, ob es nicht besser sei, Adinda jetzt wegzu schaffen, aber angstlich bin ich nie gewesen.

Als ich denselben Abend in die Halle trat, wollte Adinda mit gesenkten Blicken an mir vorüber. «Holla! rief ich, «den Kopf hoch!» Ich faßte sie unter dem Kinn und hob den etwas widerstreben den Kopf auf. Ich war überhaupt keinen Widerstand an ihr gewöhnt.

«Adinda», sagte ich ermahnd, worauf sie sofort freundlich die Augen aufschlug und mich ansah, «ich wünsche, daß du jedermann hier im Hause freundlich ansiehest, namentlich aber die Njonja und mich!» Sie nickte, so gut sie in der Zwangslage konnte, in der ich sie festhielt, aber ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Mit der Frühjahrsernte hatte ich in diesem Jahr viel Ärger. Ich mußte häufig selbst hinaus und meine Frau allein lassen. Ehe ich eines Tages wegritt, bat mich meine Frau, Adinda aus ihrer Nähe zu nehmen. Kurzerhand schickte ich ein anderes Mädchen hinauf und verbot Adinda, ungerufen die Zimmer meiner Frau zu betreten.

Ich wartete auf eine gute Gelegenheit, sie anständig entlassen zu können, und als der Besitzer von Banja-Rameh, mein befreundeter Nachbar, eine gut empfohlene Dienerin suchte, ließ ich sie im Laufe der Woche durch Sariman hinüberbringen. Sie war mit allem zufrieden, nahm meine Belohnung gern an und schien ohne Groll zu scheiden.

Aber die Ärgerlichkeiten häuften sich. Meine Frau war eine leidenschaftliche Schwimmerin. Ich ließ einen großen Park in der Deli-Rivier einzäunen, so daß sie ungestört und ungefährdet schwimmen konnte. Sie nahm Kwamina, die junge Malayin, die sie jetzt bediente, mit ins Bad, und Saidjah, der alte Stallbursche, blieb in Rufweite. Adindas Neugier hatte es sich nun nicht nehmen lassen, meine Frau ganz aus der Nähe einmal zu beobachten. Sie lag im Dickicht auf der Lauer, und als meine entkleidete Frau ahnunglos auf den Busch zog, sprang sie, da sie sich entdeckt wußte, beschämt auf. Meine Frau war aber bis auf den Tod erschrocken.

Wahrscheinlich war Adinda heimlich von Banja-Rameh durchgebrannt und machte meine Besitzungen unsicher. Meinen Wächtern (ich hatte damals drei Sicherheitsbeamte im Dienst) gab ich nun genauen Bescheid, und Sariman sorgte für das Haus. Meine Frau hatte bald den Vorfall vergessen. Sie hielt Adinda für ein wenig schwachsinnig und fing schon an, recht mitleidsvoll über sie zu sprechen.

Aber es kam noch schlimmer. Eines Nachts, ich lag gerade im ersten Schlaf, wedkte mich meine Frau. Ein Weib schrie wie eine Wahnsinnige direkt unter meiner Tür. Mein Frau zitterte und wagte kaum zu atmen. Ich fuhr aus dem Bett. Als ich die Tür aufriss, sah ich zwei Weiber an der Erde liegen, die verzweifelt miteinander rangen. Ich hielt beide fest und machte Licht.

Es waren Adinda und Kwamina. Entsetzlich sahen beide aus. Wie die Bestien mußten sie gekämpft haben.

«Was geht hier vor?» forschte ich.

Kwamina hatte in dieser Woche Dienst. Sie schlief auf der Matte vor dem Schlafzimmer. Vor zwei Tagen wollte sie nun deutlich bemerkt haben, daß jemand das Schlafzimmer vorsichtig verließ, ohne wiedergekommen zu sein. Sie hatte fest geschlafen, war aber erst aufgewacht, als die leisen Tritte auf der Treppe verklungen. Sie konnte sich das nicht erklären, sagte aber nichts, war aber nun wachsammer als sonst. Als sie in dieser Nacht nun bemerkte, daß wieder die Tür leise aufging, habe sie sich erst verwirrt, dann aber fest zugefasst.

Da stand nun Adinda. Sie sagte kein Wort. Hochatmet, mit glühenden Augen, brachte sie ihren zerissen Sarong wieder in Ordnung. Aus dem glänzenden schwarzen Haar rannte ein dünner Blutstrümpf über Stirn und Wangen. Der Kopfputz, den ich ihr einst geschenkt, der immer wie ein guter Stern aus dem schwarzen Glanze ihres Haars mir geleuchtet hatte, war beim Sturze ihr ins Fleisch gedrunken.

Ich faßte sie an der Hand, führte sie nach unten, stieß eins meiner Fremdenzimmer auf und hielt sie einzutreten.

«Was suchst du in meinem Hause?» fragte ich. «Was suchst du gar in meinem Schlafzimmer?»

Ein feindseliger und vorwurfsvoller Blick traf mich. Es beschlich mich ein ganz lächerlich unheimliches Gefühl. Sie biß sich auf die Unterlippe und gab keine Antwort.

Nun stand es bei mir fest, der weibliche Instinkt, der sie in mein Haus getrieben hatte, würde sie noch zu größeren Tollheiten verleiten. Das Tier war in ihr erwacht.

Ich nahm mir vor, am anderen Morgen sie einsperren zu lassen, ließ sie allein und schloß hinter ihr ab.

Wir taten während der Nacht kein Auge zu. Schon frühzeitig stand ich auf, um Sariman, der mit der anderen Dienerschaft in den Nebengebäuden wohnte, die nötigen Befehle zu geben. Als ich aber Adinda holen wollte, fand ich den Vogel ausgeflogen. Die Fenster standen weit offen. —

Wenn ich jetzt am Tage forttritt, war ich in steter Sorge um meine Frau, und sie sollte nicht unbegründet sein. Eine Unruhe, eine Unsicherheit hatte mich erfaßt, daß ich mir eines Tages vornahm, alles meiner Frau zu erzählen. Sie hörte mich ruhig an, und nachdem sie lange still gewesen, fragte sie nur: «Leben so alle Männer in Indien, ehe sie heiraten?»

Ich konnte das mit gutem Gewissen bejahen. Meine Frau war verständig genug, mir keine Vorwürfe zu machen, aber sie sagte in ihrer ruhigen Weise: «Wenn ich das vorher gewußt hätte, würde ich dich nicht geheiratet haben.»

Es war am siebenundzwanzigsten August. Frühmorgens hatte ich zwei wichtige Nachrichten bekommen. Auf Station Sirang sei seit zwei Tagen ein Zugstier ausgebunden und noch nicht eingefangen, und auf Station Molong waren Elefanten gespürt worden. Nachts hörte man das Trompeten der Tiere, und die Pflanzung schien bedroht. Elefanten können nämlich großen Schaden anrichten. Mit Sariman und zwei Malayen brach ich auf, weil ich bei dieser Gelegenheit gerne einen Elefanten geschossen hätte. Wir wollten uns bald in den Wald schlagen und eine alte Elefantenstraße benutzen, um schnell zum Schuß zu kommen.

Es modigte wohl zwanzig Minuten von Villa Semarang entfernt sein, als Sariman plötzlich stehenblieb. Er witterte etwas. Ein auffälliger fauler Geruch ließ ihn anhalten.

«Es wird nichts sein, Sariman», beruhigte ich und zeigte in dem Wirrwarr der bunten Vegetation auf drei wagenradgroße zerfallene Aflesialüften, die beim Vermodern einen jauchigen Geruch verbreiten; aber Sariman hatte sich nicht getäuscht. Kaum waren wir vierzig Schritte vorwärts geritten, da standen wir am Kadaver des vermissten Stieres.

«Ein Tiger!» entfuhr es uns fast gleichzeitig. Denn das konnte nur ein Tiger getan haben. Es war ein gewaltiger Oduse, den selbst der stärkste Tiger nicht fortgeschleppt hätte. Fast zur Hälfte war er schon aufgefressen. Tausende von Insekten umflohen den Kadaver.

Ein solch frecher Angriff in direkter Nähe von unserer Wohnung war uns seit langem nicht vorgekommen.

Ich gab sofort die Elefantenjagd auf und ritt nach meinem Hause zurück. Den Tiger wollte ich haben. Auch meine Nachbarn beteiligten sich an dem Unternehmen. Mit Hacke und Spaten zogen wir hinaus, begruben zuerst den Ochsen und fuhren dann die große Mausefalle herbei. Man hat in Indien auf den meisten Pflanzungen große, fahrbare Tigerfallen, das sind große, vierseitige Kästen mit einer gitterartigen Falle. Diese Falle führen wir an die Stelle, wo der verweesende Oduse gelegen hatte und überdeckten sie mit Laubwerk. Der hungrige Tiger ist nicht so vorsichtig, wie man denkt. An die Hinterwand der Falle banden wir ein Lamm, dessen Körper mit der Falle in Verbindung stand. Wenn der Tiger nun das Lamm niederschlug und es hinwegwirg, ging Sariman brantzen in mir.

Sariman brachte jeden Tag dem Lamm etwas Futter und revidierte den Köderplatz. Nach der zweiten Nacht saß die Katze schon in der Falle. Es war ein prächtiges Tier.

Nun zog ich aus, meinen ersten Tiger zu schießen. Meine Frau war sehr ängstlich und bat mich, ich möchte doch zu Hause bleiben. Vielleicht hatte sie eine Voraussicht von dem kommenden Unheil. Sie weinte sogar, als ich lächelnd alle Bedenken in den Wind schlug. Wir konnten kaum schnell genug den Wald erreichen. Die Jagdlust brannte in mir.

Ich hörte den Tiger schon, ehe ich ihn sah. Er machte ein sehr unökliges Gesicht, auch Appetit schien er sehr wenig zu haben, denn das tote Lamm war fast unverzehrt. Nun vollbrachte ich das große Heldenstück und erschoß den Tiger in der Falle. Noch dem Schuß beobachteten wir den Regungslosen lange Zeit durch die Stäbe. Mit Zagen und Vorsicht zogen wir ihn heraus und luden ihn auf mein Pony. Noch vor der toten Katze hatte das Tier Angst und fing an zu zittern. Dann zogen wir him. Wie würde sich meine Frau freuen, wenn sie das prächtige Fell sah!

Aber meine Frau sollte sich nicht mehr freuen. Im Hause hatte ich sie, laut rufend, umsonst gesucht, stürzte nach dem Garten —

Da war das Verbrechen geschehen. Meine Frau lag in einem Nebenweg des Gartens ermordet!

Anfangs glaubte ich mich zu täuschen, denn seit einiger Zeit trug sie wegen der Hitze vormittags und abends auch Sarong und Kabaja. Aber es war Gewißheit. Ein Dolch saß ihr im Herzen. Nur wenige Blutstropfen färbten die Kabaja ...

Nur eine konnte es getan haben: Adinda! Die folgenden Zeiten, in denen ich darüber sann, wie ich das Weib, das ich so heiß geliebt hatte, für diese Mordtat strafen

sollte, waren die dunkelsten Stunden meines Lebens. Ich war mit zwei Nachbarn Richter in meinem Bezirk. Tag und Nacht ließ ich sie mit Spürhunden suchen.

Wie in Folterqual schrie ich auf, als ich hörte, sie habe ihren Knaben ertränkt und sei geflohen. «So handelt nur ein wildes Tier», sagte ich.

Wenn ich über die Felder ritt, war es mir, als ob der Fluch dieser Mordtaten in einem teuflischen Weberschatten mir mir ging.

«Sie muß unschädlich gemacht werden», knirschte ich vor mich hin — das war das Ende aller Gedanken.

Meine Frau war vierzehn Tage begraben, da kam bei der fürchterlichsten Mittagshitze Sariman herein. Ich las alles auf seinen Mienen. Er hatte sie.

Zwei Gewehre trug er geladen in den Händen. Wie Schleichfüchse verließen wir das Haus. «Du drohst nur, Sariman, wenn du sie siehst», rief ich dem Enteilenenden nach, der wie bestimmtlos davontürzte.

In einem großen Bogen umkreiste ich den Garten, um ihr den Weg zu verlegen. Sie flog wie ein Pfeil vor Sariman her und suchte das Gebüsch vor dem Walde zu erreichen.

Schon glaubte ich, daß sie entwischen würde, und ich wünschte es. Da erreichte sie ein Schuß Sarimans. Er hatte doch geschossen — und sie war, im Feuer sozusagen, zusammengebrochen ...

Van Wessen war in höchster Erregung aufgestanden und ging wieder durch das Zimmer. Er machte Licht.

Mir war die Kehle heiß und trocken. Ich erhob mich steif und unbeholfen.

«Es war ein Unsin, daß ich das Weib nur einen Augenblick nach meiner Heirat im Hause behielt», sagte er nach einer Pause. Wieder ging er mit schweren Schritten auf und nieder.

«Wurde die Tat gesühnt?» frug ich.

«Sie meinen meine Schuld?» antwortete van Wessen, «dafür haben die Richter schon gesorgt. Aber, bitte, reden wir nicht davon!»

Vor einer alten Truhe hatte er haltgemacht. «Das ist indisches Arbeit», sagte er und hob den beschlagenen Deckel auf.

Ein eigenartiger Seegeruch stieg empor, wie Tee und kalter Zigarettenrauch. «Das ist ein Sarong», sagte er und hob ein buntes Gewand empor, «und das ist eine Kabaja.»

Ich hob die leichte weiße Frauenjacke auf.

«Sind das die indischen Kleider Ihrer unglücklichen Frau?» fragte ich scheu.

«Nein», antwortete er mit sicherer Stimme, «diese Kabaja trug Adinda — — »



Wer's mit Maggi's Suppen hält,  
Spart an Zeit und spart an Geld!

**Bergmann's**  
**Liliencrème Dada**  
sind unübertrefflich zur Hautpflege und verleihen  
strahlenden Teint

Marke:  
Zwei Bergmänner

**Bergmann & Co. A.-G. Zürich**

**Der Vater het s'Blättli  
und d'Brissago  
da dörfe mir nid  
derzwische cho:**

**die ächte  
kennscht  
am Blaue Bändli**

**Blauband  
Brissago**

**FABBRICA  
IN  
BRISAGO**